

Eigensinn

Autor(en): **Sinclair, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1918)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575515>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

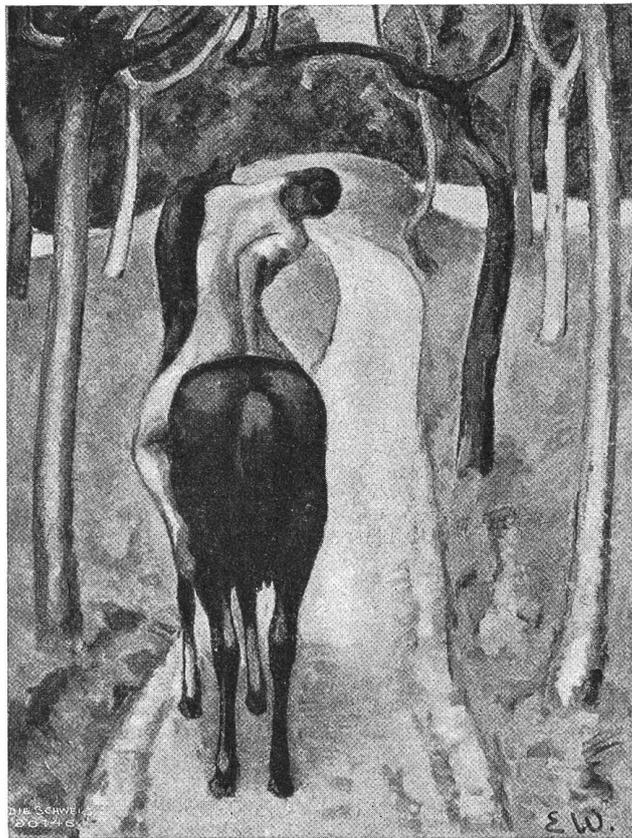
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gestreckt liegt, glücklich betont — mit nicht ungefährlicher Kühnheit das mächtige Rind in sicherer Verkürzung beigeordnet ist, ohne daß durch diese massige Füllung der Fläche über der rechts Sitzenden das sorgfältig abgewogene Gleichgewicht ernstlich gefährdet würde.

Ganz einfache Vorwürfe — heimkehrende Bauern (zweite Kunstbeilage); der Mann, der zärtlich ein Kind gegen das Haus hin trägt (dritte Kunstbeilage) — weiß der Künstler groß und wuchtig zu behandeln; auf beiden Bildern sind wiederum menschliche Gestalt und Umwelt sicher aufeinander bezogen. Der reliefhaft angeordnete Zug des Bauers und der drei Bäuerinnen ist auf starke Wirkung der Silhouetten vor dem gewittrigen Himmel angelegt. Das Naiv-Zärtliche in der Art, wie der härtige Mann das Kind — einen Findling, wie der Titel verrät — an sich preßt und diese kleine Kreatur betrachtet, ist ungemein glücklich getroffen. Ein reiches seelisches Moment ist in diese gleichsam in der Umwelt sich abspielende Szene hineingekommen. Es ist eine rührende Größe in dieser einfachen Komposition.

In den dekorativen Panneaux (S. 559), auf denen Weber Hantierungen, die der Beibringung von Nahrungsmitteln für den Menschen dienen, schildert, hat er in mustergültiger Weise Klarheit des Geschehens mit sicherer Konzentration und



Emil Weber, Zürich.

Reiter (1918).

schönster, ungezwungener Flächenfüllung vereinigt. Gerade aus der erfreulichen Bewältigung solcher Aufgaben, der von aller Kleinlichkeit und Süßlichkeit freien Fassung und Durchführung kann man ermessen, was Emil Weber in der kostbaren Schule des Hans von Marées, des Schöpfers der Fresken in der Neapler Zoologischen Station, gelernt und zu selbständigem Besitz gewonnen hat.

Hans Trog, Zürich.

Eigensinn.

Nachdruck verboten.

Eine Betrachtung von Emil Sinclair, Bern.

Eine Tugend gibt es, die liebe ich sehr, eine einzige. Sie heißt Eigensinn.

Von allen den vielen Tugenden, von denen wir in Büchern lesen und von Lehrern reden hören, kann ich nicht viel halten. Und doch könnte man alle die vielen Tugenden, die der Mensch sich aus irgend einem ornamentalen Bedürfnis erfunden hat, mit einem einzigen Namen umfassen. Tugend ist: Gehorsam. Die

Frage ist nur, wem man gehorche. Nämlich auch der Eigensinn ist Gehorsam. Aber alle andern, so sehr beliebten und belobten Tugenden sind Gehorsam gegen Gesetze, die von Menschen gegeben sind. Einzig der Eigensinn ist es, der nach diesen Gesetzen nicht fragt. Wer eigensinnig ist, gehorcht einem andern Gesetz, einem einzigen, unbedingt heiligen, dem Gesetz in sich selbst, dem „Sinn“ des „Eigene“.



Emil Weber, Zürich.

Mädchen in Landschaft (1917).

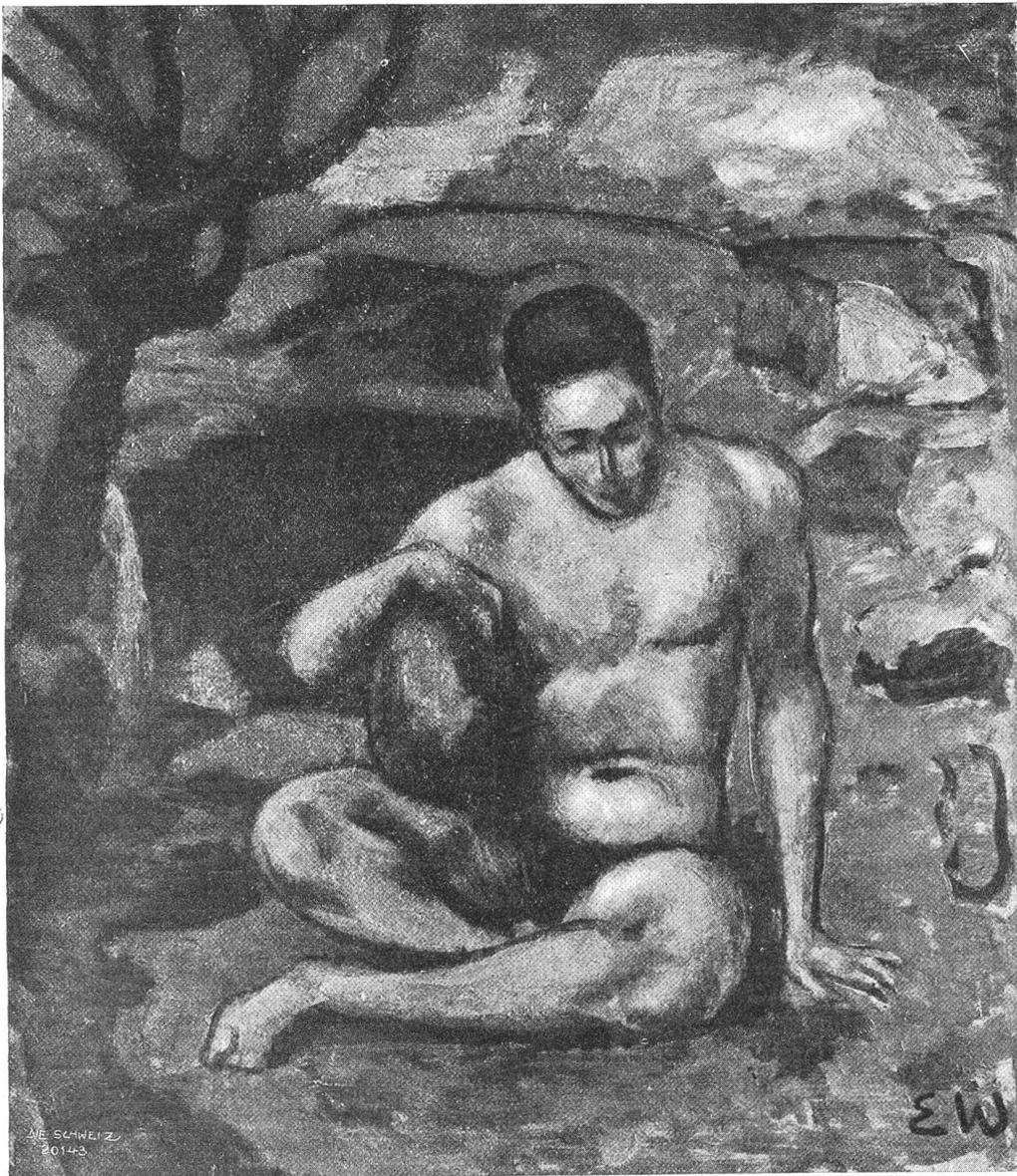
Es ist sehr schade, daß der Eigensinn so wenig beliebt ist! Genießt er irgendwelche Achtung? O nein, er gilt sogar für ein Laster oder doch für eine bedauerliche Unart. Man nennt ihn bloß da bei seinem vollen Namen, wo er stört und Haß erregt. (Uebrigens: wirkliche Tugenden stören immer und erregen immer Haß. Siehe Sokrates, Jesus, Giordano Bruno und hundert andere Eigensinnige). Wo man einigermaßen den Willen hat, Eigensinn wirklich als Tugend oder doch als hübsche Zierde gelten zu lassen, da schwächt man den rauhen Namen dieser Tugend nach Möglichkeit ab. „Charakter“ oder „Per-

sönlichkeit“ — das klingt nicht so herb und beinah lasterhaft wie „Eigensinn“! Das tönt schon hoffähiger; auch „Originalität“ läßt man sich gefallen. Letztere freilich nur bei geduldeten Sonderlingen, bei Künstlern und solchen Käuzen. In der Kunst, wo der Eigensinn keinen merklichen Schaden für Kapital und Gesellschaft anrichten kann, läßt man ihn als Originalität sogar sehr gelten, beim Künstler gilt ein gewisser Eigensinn geradezu für wünschenswert, man bezahlt ihn gut. Sonst aber versteht man unter „Charakter“ oder „Persönlichkeit“ in der heutigen Tagesprache etwas äußerst Verzwicktes,

nämlich einen „Charakter“, der zwar vorhanden ist und gezeitigt und deformiert werden kann, der sich aber bei jedem irgend wichtigen Anlaß sorgfältig unter fremde Gesetze beugt. „Charakter“ nennt man einen Mann, der einige eigene Ahnungen und Ansichten hat, aber nicht nach ihnen lebt. Er läßt nur ganz fein so je und je durchblicken, daß er anders denkt, daß er Meinungen hat. In dieser Form gilt Charakter auch schon unter Lebenden für Tugend. Hat aber einer eigene Ahnungen und lebt wirklich nach ihnen, so geht er des lobenden Zeugnisses „Charakter“ verlustig, und es wird ihm nur „Eigensinn“ zuerkannt. Aber nehmen wir doch

das Wort einmal wörtlich! Was heißt denn „Eigensinn“? Das, was einen eigenen Sinn hat. Oder nicht?

Einen „eigenen Sinn“ nun hat jedes Ding auf Erden, schlechthin jedes. Jeder Stein, jedes Gras, jede Blume, jeder Strauch, jedes Tier wächst, lebt, tut und fühlt lediglich nach seinem „eigenen Sinn“, und darauf beruht es, daß die Welt gut, reich und schön ist. Daß es Blumen und Früchte, daß es Eichen und Birken, daß es Pferde und Hühner, Zinn und Eisen, Gold und Kohle gibt, das alles kommt allein und einzig davon her, daß jedes kleinste Ding im Weltall seinen „Sinn“, sein eigenes Gesetz in sich trägt



Emil Weber, Zürich.

Sitzender Jüngling (1918).

und vollkommen sicher und unbeirrbar seinem Gesetze folgt.

Einzig zwei arme, verfluchte Wesen auf Erden gibt es, denen es nicht vergönnt ist, diesem ewigen Ruf zu folgen und so zu sein, zu wachsen, zu leben und zu sterben, wie es ihnen der tief eingeborene „eigene Sinn“ befiehlt. Einzig der Mensch und das von ihm gezähmte Haustier sind dazu verurteilt, nicht der Stimme des Lebens und Wachstums zu folgen, sondern irgendwelchen Gesetzen, die von Menschen aufgestellt sind und die immer von Zeit zu Zeit wieder von Menschen gebrochen und geändert werden. Und das ist nun das Sonderbarste: Jene Wenigen, welche die willkürlichen Gesetze mißachteten, um ihren eigenen, natürlichen Gesetzen zu folgen — sie sind zwar meistens verurteilt und gesteinigt worden, nachher aber wurden sie für immer als Helden und Befreier verehrt. Dieselbe Menschheit, die den Gehorsam gegen ihre willkürlichen Gesetze als höchste Tugend preist und fordert, dieselbe Menschheit nimmt in ihr ewiges Pantheon gerade jene auf, die jener Forderung Trotz boten und lieber ihr Leben ließen als ihrem „eigenen Sinn“ untreu wurden!

Das „Tragische“, jenes wunderbar hohe, mystisch=heilige Wort, das so voll von Schauern aus einer mythischen Menschheitsjugend ist und das jeder Berichtstatter täglich so namenlos mißbraucht, das „Tragische“ bedeutet ja gar nichts anderes als das Schicksal des Helden, der daran zugrunde geht, daß er entgegen allen hergebrachten Gesetzen dem eigenen Sterne folgt. Dadurch, und einzig dadurch, eröffnet sich der Menschheit immer wieder die Erkenntnis vom „eigenen Sinn“. Denn der tragische Held, der Eigensinnige, zeigt den Millionen der Gewöhnlichen, der Feiglinge immer wieder, daß der Ungehorsam gegen Menschenfesslung keine rohe Willkür sei, sondern Treue gegen ein viel höheres, heiligeres Gesetz. Anders ausgedrückt: der menschliche Herdensinn fordert von jedermann vor allem Anpassung und Unterordnung — seine höchsten Ehren aber reserviert er keineswegs den Duldsamen, Feigen, Fügsamen, sondern gerade den Eigensinnigen, den Helden.

Wie die Berichtstatter die Sprache mißbrauchen, wenn sie jeden Betriebsunfall in einer Fabrik „tragisch“ nennen (was für sie gleichbedeutend ist mit „bedauerlich“), so tut die Mode nicht minder unrecht, wenn sie vom „Heldentod“ all der armen hingeschlachteten Soldaten spricht. Das ist auch so ein Lieblingswort der Sentimentalen, vor allem der Daheimgebliebenen. Die Soldaten, die im Kriege fallen, sind gewiß unseres höchsten Mitgefühls würdig. Sie haben oft Ungeheures geleistet und gelitten. Aber darum sind sie nicht „Helden“, so wenig wie der, der eben noch ein einfacher Soldat und Bürger war, durch die tötende Kugel plötzlich zum Helden wird. Die Vorstellung ganzer Massen, ganzer Millionen von „Helden“ ist an sich widersinnig.

Der „Held“ ist nicht der gehorsame, brave Bürger und Pflichterfüller. Heldisch kann nur der Einzelne sein, der seinen „eigenen Sinn“, seinen edeln, natürlichen Eigensinn zu seinem Schicksal gemacht hat. „Schicksal und Gemüt sind Namen eines Begriffes,“ hat Novalis gesagt. Aber nur der Held ist es, der den Mut zu seinem eigenen Schicksal findet.

Würde die Mehrzahl der Menschen diesen Mut und Eigensinn haben, so sähe die Erde anders aus. Unsere bezahlten Lehrer zwar (dieselben, die uns die Helden und Eigensinnigen früherer Zeiten so sehr zu rühmen wissen) sagen, es würde dann alles drüber und drunter gehen. Beweise haben und brauchen sie nicht. In Wirklichkeit würde unter Menschen, die selbständig ihrem inneren Gesetz und Schicksal folgen, das Leben reicher und höher gedeihen. In ihrer Welt würde manches Scheltwort und mancher rasche Backenstreich ungesühnt bleiben, der heute ehrwürdige staatliche Richter beschäftigen muß. Es würde auch hin und wieder ein Totschlag passieren — kommt das trotz allen Gesetzen und Strafen nicht auch heute vor? Manche furchtbare und unausdenklich traurige, irrsinnige Dinge aber, die wir heute mitten in unserer so wohlgeordneten Welt schauerlich gedeihen sehen, wären dann unbekannt und unmöglich. Zum Beispiel Völkerkriege.

Jetzt höre ich die Autoritäten sagen: „Du predigst Revolution!“



Emil Weber, Zürich.

Frühling (1918).

Wieder ein Irrtum, der nur unter Herdenmenschen möglich ist. Warum sollte ich Revolution wünschen? Revolution ist nichts anderes als Krieg, ist genau wie dieser eine „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“. Der Mensch aber, der einmal den Mut zu sich selber gefühlt und die Stimme seines eigenen Schicksals vernommen hat, ach, dem ist an Politik nicht das Mindeste mehr gelegen, sei sie nun monarchisch oder demokratisch, revolutionär oder konservativ! Ihn kümmert anderes. Sein „Eigensinn“ ist wie

der tiefe, herrliche, gottgewollte Eigensinn jedes Grashalms auf nichts anderes gerichtet als auf sein eigenes Wachstum. „Egoismus“, wenn man will. Allein dieser Egoismus ist ein ganz anderer als der verrufene des Geldsammlers oder des Machtgierigen.

Der Mensch mit jenem „Eigensinn“, den ich meine, sucht nicht Geld oder Macht. Er verschmäht diese Dinge nicht, weil er ein Tugendbold und resignierender Matriuist wäre — im Gegenteil! Aber Geld und Macht und all die Dinge, um derent-

willen Menschen einander quälen und am Ende totschießen, sind dem zu sich selbst gekommenen Menschen, dem Eigensinnigen, wenig wert. Er schätzt eben nur eines hoch, die geheimnisvolle Kraft in sich selbst, die ihn leben heißt und ihm wachsen hilft. Diese Kraft kann durch Geld und dergleichen nicht erhalten, nicht gesteigert, nicht vertieft werden. Denn Geld und Macht sind Erfindungen des Mißtrauens. Wer der Lebenskraft in seinem eigenen Innersten mißtraut, wem sie fehlt, der muß sie durch äußere Ersatzmittel kompensieren. Wer das Vertrauen zu sich selber hat, wer nichts anderes mehr wünscht als sein eigenes Schicksal rein und frei in sich zu erleben und ausschwingen zu lassen, dem sinken jene überschätzten Hilfsmittel zu untergeordneten Werkzeugen herab, deren Besitz und Gebrauch angenehm, aber nie entscheidend sein kann.

O wie ich diese Tugend liebe, den Eigensinn! Wenn man sie erst einmal erkannt und etwas davon in sich gefunden hat, dann werden die vielen bestempfohlenen Tugenden allesamt merkwürdig zweifelhaft.

Der Patriotismus ist so eine. Ich habe nichts gegen ihn. Er setzt an Stelle des Einzelnen einen größeren Komplex. Aber so richtig als Tugend geschätzt wird er doch erst, wenn das Schießen losgeht — dieses naive und so lächerlich unzulängliche Mittel, „die Politik fortzusetzen“. Der Soldat, der Feinde totschießt, gilt doch eigentlich für den größeren Patriot als der Bauer, der sein Land möglichst gut anbaut. Denn letzterer hat davon selber Vorteil. Und komischerweise gilt in unserer verzwickten Moral stets diejenige Tugend für zweifelhaft, die ihrem Inhaber selber wohl tut und nützt.

Warum eigentlich? Weil wir gewohnt sind, Vorteile immer auf Kosten anderer zu erjagen. Weil wir voll Mißtrauen mei-

nen, immer gerade das begehren zu müssen, was ein anderer hat.

Der Wildenhäuptling hat den Glauben, die Lebenskraft der von ihm getöteten Feinde gehe in ihn selber über. Liegt nicht dieser selbe arme Regerglaube jedem Krieg zugrunde, jeder Konkurrenz, jedem Mißtrauen zwischen Menschen? Nein, wir wären glücklicher, wenn wir jenen braven Bauer mindestens jenem Soldaten gleichstellen würden! Wenn wir den Aberglauben aufgeben könnten, das, was ein Mensch oder ein Volk an Leben und Lebenslust gewinne, müsse unbedingt einem anderen weggenommen sein!

Nun höre ich den Lehrer sprechen: „Das klingt ja sehr hübsch, aber bitte betrachten Sie die Sache doch einmal ganz sachlich vom nationalökonomischen Standpunkt aus! Die Weltproduktion ist ...“

Worauf ich erwidere: „Nein, danke. Der nationalökonomische Standpunkt ist eine Brille, durch die man mit den verschiedenen Ergebnissen schauen kann. Zum Beispiel vor dem Kriege konnte man nationalökonomisch beweisen, daß ein Weltkrieg unmöglich sei oder doch nicht lange dauern könne. Heute kann man nationalökonomisch das Gegenteil beweisen. Nein, laßt uns real denken, statt dieser Phantasien!“

Es ist nichts mit diesen „Standpunkten“, sie sind alle Glatteis. Wir sind weder Rechenmaschinen noch sonstwelche Mechanismen. Wir sind Menschen. Und für den Menschen gibt es nur einen natürlichen Standpunkt, nur einen natürlichen Maßstab. Es ist der des Eigensinnigen. Für ihn gibt es weder Schicksale des Kapitalismus noch des Sozialismus, für ihn gibt es kein England und kein Amerika, für ihn lebt nichts als das stille, unweigerliche Gesetz in der eigenen Brust, dem zu folgen dem Menschen des bequemen Herkommens so unendlich schwer fällt, das dem Eigensinnigen aber Schicksal und Gottheit bedeutet.

Aphorismen.

Kunst ist Befreiung von Raum und Zeit.

Genußsucht ist in Sinnlichkeit verankernde Geistigkeit.

Ruhe und Rausch sind Acker und Pflug des Geistes.

Der Gedanke ist der Hebel der Ewigkeit in der Zeit. Anna Luise Ulrich, Zürich.



Emil Weber, Zürich.

Findling.
Zeichnung (1913).

